

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 12.

Berlin, Montag den 28. Januar

1833.

### Frankreich.

Histoire de la Restauration. (Geschichte der Restauration und der Ursachen, welche den Sturz des älteren Zweiges der Bourbonen herbeiführten.) Von einem Staatsmanne. Bd. V. und VI.

Die dritte Lieferung dieses Wertes, welche den fünften und sechsten Band umfaßt, ist so eben erschienen. Sie bringt uns die Geschichte der Epoche von der berühmten Ordonnanz des 5. Sept. 1816 bis zur Ermordung des Herzogs von Berry und umfaßt demnach die ganze ministerielle Wirksamkeit Decazes', sowohl in dem von Desfollès als in dem von ihm selbst präsidirten Kabinete. Der Verfasser — als welcher immer noch Herr Capéfigue angesehen wird, wiewohl er selbst ein fortwährendes Schweigen darüber beobachtet — bleibt seinen früher ausgesprochenen Grundsätzen treu, indem er alles Große, was die Restauration erzeugte, gegen die Verkünder der jetzigen Zeit kräftig in Schutz nimmt und als den größten Fehler, den die Bourbonen begangen, nur das gelten läßt, daß sie die Constitutionellen mit den Revolutionären verwechselt und identifizirt haben. Er tritt eben so gegen die Ueberspanntheiten der einen wie gegen die der anderen Seite des politischen Frankreichs auf und appellirt jedes Mal von seiner eigenen Meinung an die öffentliche, welche er sowohl in sorgfältig gesammelten Aktenstücken als in den haarscharf von ihm charakterisirten Journalen nachweist. Wenn die jetzige Zeit vielleicht noch zu besagen ist, als daß eine vollständig befriedigende Geschichte der Restauration schon möglich wäre, so bleibt doch dem Verf. des gegenwärtigen Wertes jedenfalls das Verdienst, eine unentbehrliche höchst schätzbare Materialien-Sammlung veranstaltet zu haben. Wie wir bereits aus den ersten Bänden einige charakteristische Auszüge gegeben haben, so wollen wir es auch mit den vorliegenden versuchen, indem wir zunächst Einiges aus der Schilderung des Französischen Hofes und der Salons in den Jahren 1816 und 1817 geben und alsdann in mehreren einzelnen Artikeln zu dem in der Geschichte der Restauration so wichtigen Ministerium Decazes' übergehen.

„Seit der Verordnung vom 5. September 1816“, heißt es zunächst im fünften Bande, „durch welche die Ultra-Kammer von 1815 (la chambre introuvable) aufgelöst und gewissermaßen der Uebergang zu einem constitutionellen System eingeleitet wurde, hatte die Lage des Hofes sich wesentlich verändert; er ward Partei, anstatt daß er bis dahin die dominirende Meinung gewesen. Er änderte nunmehr auch seine Angriffsweise. Die mächtige Meinung geht, Schlechwege verachtend, geraden Schrittes auf ihr Ziel los; die schwächere aber will den Verlust an Kraft durch geschickte List ersetzen, und daher beginnt die Zeit der Intriguen.“

Ludwig XVIII. ging in das durch die gedachte Verordnung aufgestellte System täglich mehr ein. Das Ministerium benutzte die steigende Gunst des Herrn Decazes für dieses System zuweilen auch wider seine Gegner, stets aber zu Gunsten seiner eigenen Stellung. Die Hof- und Royalisten-Partei haßte den König sammt seinem Lieblinge, die mündlich und schriftlich, in Prosa und in Versen von ihr verspottet wurden. Satiren gegen Ludwig XVIII. zirkulirten bei Hofe. Der König, dem die Minister sie zu lesen gaben, äußerte ohne Befremden: „Die Gesinnung dieser Herren ist mir nicht neu, sie schreibt sich von vielen Jahren her; in Koblenz war ich erst in der dritten Reihe.“ Während der ersten Hälfte des Jahres 1816 litt der König sehr an der Gicht; die Hofleute bezeugten über diese Aussicht auf einen baldigen Thronwechsel ihre Freude unverhohlen, in unzähligen Karikaturen ward die Lebensweise des alten Monarchen verhöhnt, und die feinsten Damen wußten ihrem Groll in cynischen Ausdrücken Luft zu machen. Der König wurde hiervon genau in Kenntniß gesetzt, und dies vermehrte seine Zuneigung gegen Decazes; indeß ließ er sich aus Mangel an Festigkeit doch zuweilen von diesem widerspenstigen Geist der Hofleute beherrschen, wiewohl er ihn sonst grollend zu necken pflegte. Das Faubourg St. Germain spielte gegen den ihm verhassten Decazes eine doppelte Rolle. Nach altem Herkommen fuhren die Hofdamen fort, ihre Schützlinge zu empfehlen und für Freund und Verwandte Aemter zu begehren; zu diesem Behufe wurden alle Liebkosungen an den Abgott des Tages verschwendet, während man insgeheim über den Minister auf's unbarmherzigste herfiel. Jung, geistvoll und allmächtig, widerstand Decazes vielleicht nicht, wie er sollte, diesem Faubour vornehmer Damen, dem schon manche rauhe Gesinnung unterthan geworden; auch De-

cazes ward von diesen Reizungen fortgerissen, die seine Thätigkeit wider die Höflinge lähmten. Ludwig XVIII. hatte in seiner Lebensweise nichts geändert; die Arbeitsstunden und die Zeit der Audienzen und Spaziersfahrten waren wie bisher eingetheilt. Er fing damals eine vertraute Korrespondenz mit Decazes an, welchem er regelmäßig zweimal des Tages über die allgemeinen Angelegenheiten schrieb, besondere Empfehlungen und geheime Billette, die der König gern wiederholte, abgerechnet. Seinerseits verbielt Decazes die Beweise seiner wirklich aufrichtigen Anhänglichkeit; denn Undank war nie sein Fehler.“

„Der Graf von Artois, des Königs Bruder, hatte seinen Charakter nicht geändert; er hat nächst Lafayette am wenigsten in seinem Leben mit politischen Grundsätzen gewechselt. Seit der Verordnung des 5. September war der Graf sehr kalt gegen seinen Bruder, sie sahen sich jeden Tag bei der Tafel und in den Abendgesellschaften, unterhielten sich aber nur von gleichgültigen Dingen, von der Politik niemals. So oft Monsieur von den Kammern, von Revolutionären oder Ministern sprach, brach der König das Gespräch ab. Dafür hielt sich der Graf in dem Pavillon Marfan schadlos; in den häufigen Zusammenkünften seiner Anhänger, die daselbst stattfanden, wurde nichts als Politik verhandelt und über jene Verordnung und ihre Urheber der Stab gebrochen. Da der Pavillon Marfan bei Hofe und in der Meinung eine große Rolle spielte, so suchte das Ministerium die vornehmsten Agenten des Grafen zu gewinnen. Man brachte einen Gesetz-Entwurf ein, der Familie Polignac den Freiherrntitl Jenseit zurückzugeben; dem Baron Capelle ward ein Posten bei der Verwaltung, Anderen wurden Gesandtschaften versprochen, aber diese geringen Zugeständnisse genügten nicht. Monsieur wirkte in der Pairs-Kammer und leitete die Anführer der royalistischen Opposition in der Kammer der Abgeordneten, und die Minister wagten gegen ihn keinen offenen Angriff, da sie in der constitutionellen Meinung noch keinen gehörigen Halt hatten. Uebrigens hatte die Königl. Familie den im J. 1815 ihr eingeflochtenen Verfolgungsgeist größtentheils aufgegeben. Der Herzog von Angoulême wußte sich bei der Armer beliebt zu machen, und die Herzogin that Schritte zu Gunsten mehrerer Verwiesenen.“

„Gegen Ablauf des Jahres 1816 war der Herzog von Orleans von seiner Reise nach England wieder in Paris eingetroffen. Er hatte an den Verhandlungen der Pairs keinen Antheil genommen. Diejenigen, welche der Hof von sich zu stoßen thöricht genug war, nahm der Herzog im Palais Royal auf und suchte, wenn es ihn nicht all zu sehr compromittirte, eine erlittene Ungnade wieder gut zu machen; mancher abgekochte Gelehrte erhielt in seinem Hause eine Anstellung. Die angesehensten Personen der liberalen Partei empfing er in seinen Salons, mit einiger Vorsicht selbst Lafayette, d'Argenson und die Veteranen von 1789. In diesen Versammlungen wurde die Regierungs-Weise der Dynastie lebhaft getadelt, während der Herzog bei Hofe nichts als Ergebenheit blicken ließ. Mit großer Geschicklichkeit wußte er stets in den Hintergrund zu treten, ohne sich jedoch von irgend Jemand geradezu zu trennen.“

„Nächst den Prinzen und den von ihnen repräsentirten Meinungen gruppirtten sich gewisse Salons von verschiedener politischer Farbe, die theils dem System der Regierung, theils den Parteien Impuls verliehen. Diesen Salons, die man Doctrinaire nannte, dominierten seit der September-Verordnung in der Politik des Kabinetts; aus geistvollen Männern und ausgezeichneten Gelehrten zusammengesetzt, herrschte dort ein feiner Widerspruch duldender philosophischer Stolz, die Unterhaltung drehte sich um abstrakte metaphysische Begriffe. Hier glänzten Royer Collard mit seiner erhabenen Sprache, in gelehrten Definitionen die Fehler und Befahren der Regierung und der Parteien bezeichnend; Guizot, der kalt und trocken und allzu philosophisch eine politische Lage durch allgemeine Ideen umschrieb; Barante, von gutem Ausdruck, sanften Formen und einfachen Manieren; seinem Gespräch merkte man den Kreis, dem er angehörte, nicht an; der Herzog von Broglie, der vielseitige Kenntnisse und eine fließende Unterhaltungsgabe besitzt; Mirbel, ein angesehener Gelehrter; Villemain mit glänzendem Redner-Talent. Diese waren die Häupter jener Doctrinaire-Salons, denen die Gelehrten zweiten Ranges, studirte und denkende Köpfe, sich angeschlossen. Man sprach über die Regierung, über Flugchriften, parlamentarisches Betragen in der Kammer. Der größte Theil dieser Männer hielt sich zu dem Ministerium; die Häupter waren alle mit Decazes verbunden. Royer Collard leitete den öffentlichen Unterricht; Barante war General-Direktor der indirekten Steuern; Villemain stand im Mi-



nisterium der Polizei der Presse und den Zeitungen vor; Guizot, der lange General-Secretair im Justiz-Ministerium war, wurde zum ordentlichen Staatsrathe, Mirbel zum Requeten-Meister ernannt. Die Schriften der Doctrinaire waren indessen wenig populair; das Französische Volk war in seiner politischen Erziehung noch nicht bis zur Theilnahme an abstrakten Darstellungen vorgerückt, es bedurfte der Anfangsgründe, der die Phantasie lebhaft anregenden Darstellungen. Die Liberalen haben dies besser verstanden und sich dessen zu bedienen gewußt."

Die Salons der Liberalen theilten sich in folgende Klassen. Am La Fayette und Gévaudan sammelten sich vorzugweise die Bonapartisten, um La Fayette die alten Patrioten; bei Delessert und Ternaux sah man die Gemäßigten, die sich dem linken Centrum näherten. La Fayette war ein mächtiger Anziehungspol für so viele Schriftsteller, die sich um einen hervorragenden Mann zu sammeln, und von der Aristokratie, ungeachtet sie deren Macht nicht anerkennen wollen, zu neigen pflegen. Seiner Unterstüßung verdankten viele junge talentvolle Männer ihr Aufstreten in der politischen und literarischen Welt, manches freisinnige Blatt war ihm sein Daseyn, mancher Beamte seinen Posten schuldig. Die größten Talente der Liberalen fanden sich in seinen Salons ein: der energische Manuel, ein Tribun voll Rednergaben; General Foy, dessen erhabene Gesinnung nur edles und schickliches entfaltete; der mächtige Volks-Dichter Berenger, der den Bourbonen am empfindlichsten geschadet. Seine Oltavia und sein Krönungs-Lied trafen die ältere Linie ins Herz. Diesen furchtbaren Waffen stellte man Strafen und Haft entgegen, als ob das Talent sich durch das Gefängniß erliden lasse, und nicht durch Verfolgung erstärke! Paul Louis Courier ein bewundernswürdiger Flugblätterschreiber, der gleich den Rednern auf den Hüften in England zu dem Volke sprach; der fruchtbare, heisende Etienne, der gediegene Jay, und Jouby, der durch die Herausgabe der Hermites gerade auf der Höhe seines Ruhmes stand. Bei La Fayette sah man so ziemlich dieselben Personen, doch mehr die Praktischen als die Gelehrten, die alten Patrioten, wie Tissot, ein lebendiges Jahrbuch der Revolution, Benjamin Constant, den streng rechtschaffenen und bescheidenen Daunou, ein ausgezeichnetes Talent der alten Schule, den sehr gelehrten, aber etwas schwerfälligen Comte, Herausgeber des von dem Ministerium verfolgten Europäischen Censur, obwohl es unter allen Oppositions-Blättern am wenigsten geeignet war, die Massen in Bewegung zu setzen. Neben diesen Anführern gruppirt sich Schriftsteller von neuer Gattung. Das Repräsentativ-System und die Lebhaftigkeit der Parteikämpfe hatten junge Männer, die unter der Kaiser-Herrschaft militairische oder Civilämter bekleideten, zu Schriftstellern herangebildet. Ihr weniger ausgebildetes aber originelles Talent versuchte sich in der Polemik der Flugschriften und der Zeitungen, und die Thätigkeit und der Muth des Soldatenstandes ward in ihrem Stil sichtbar; sie schrieben mit Schießpulver. Daher die so häufigen Zwistigkeiten und Zweikämpfe, welcher späterhin mehrere ausgezeichnete Offiziere als Opfer fielen, namentlich St. Aulaire und St. Marcellin. Der Herzog von Choiseul, aus unerklärlichen Vorurtheilen von einem Hofe und einer Familie zurückgewiesen, welcher er sich in stürmischen Zeiten so sehr ergeben gezeigt, war wie einst sein Großvater zur Opposition übergegangen. Der Herzog besaß einnehmende Sitten, einen hochgebildeten Geist, seinem thätigen Sinn waren Geschäfte ein Bedürfnis. Hiermit verband er adlige Großmuth und die Annehmlichkeiten einer offenen Tafel; sein Salon stand den Literaten stets zu Gebot. Ihm war es nicht um den Sturz des Bestehenden zu thun, er trachtete nur nach Popularität. Seine Zusammenkünfte waren, wie die bei Ternaux, den Bourbonen nicht feindselig; sie näherten sich dem Ministerium, so oft dasselbe von den heißen Royalisten sich entfernte."

Die royalistische Meinung hatte ebenfalls ihre Salons und ihre Schriftsteller, die heißender und feiner waren, als die der liberalen Partei. Ich nenne zunächst den Grafen v. Artois selbst, dessen Unterhaltung pikant, voller Leben und witzigen Bemerkungen war; Herrn v. Bitrolles, einen lebenswürdigen trefflichen Gesellschafter; Herrn v. Chateaubriand, so hoch über Allem stehend, was die liberale Opposition als Schriftsteller von großem Stile auszuweisen hatte; die Hrn. v. Casteljajac und Cornet d'Incourt, geistvolle Satiriker, die zugleich Pamphlette und Journale schrieben und auf der Tribune das Wort führten; Bonald, einen Philosophen von Ruf; Herrn v. Herbouville, den Verfasser vieler gelehrter Abhandlungen; Herrn v. Fontanes, einen geistreichen Erzähler; Herrn Bertin de Beauv, der mir unter allen Schriftstellern derjenige scheint, der es am besten versteht, einen seiner Aufsehen erregenden Anfangs-Artikel, das Programm der Macht oder einer Partei, zu schreiben; Herrn Michaud endlich, dessen seine satirische Unterhaltung ein Muster des guten Geschmacks und des Witzes war."

Ich war damals noch sehr jung, doch erinnere ich mich, einige jener Diskussionen mit angehört zu haben, in welchen man ein Pamphlet, eine Rede für die Kammer, einen royalistischen Antrag vorbereitete, und ich muß bekennen, daß niemals wieder Etwas einen so lebhaften Eindruck auf meinen Geist gemacht hat. Ich habe auf meiner politischen Laufbahn Gelegenheit gehabt, alle Meinungs-Nüancen, so wie Männer von den verschiedensten Fähigkeiten, kennen zu lernen, aber ich gestehe, daß mich Nichts wieder so sehr und so tief ergriffen hat, als jene großen royalistischen Diskussionen, jene politischen Debatten, die sich in jeder Hinsicht von der Gesellschaft des Herrn Piet, dieser kleinlichen Neuerung kurzichtiger Parteimänner, unterschieden."

#### Bibliographie.

La femme selon mon coeur. (Die Frau, wie sie seyn sollte.) Von Eugene L'Heritier. Pr. 7½ Fr.

L'Hacendilla. (Psychologische Erzählungen.) Von Hippolite Dalicore. Pr. 7½ Fr.

Notices etc. (Biographisch-literarische Notizen über Sir Walter Scott.) Von Allan Cunningham. Uebersetzt von Desauconpret. Pr. 2½ Fr.

Le nouveau secrétaire de la cour de France. (Muster-Bittschriften an die Königl. Familie, an die Minister, an die Kammern u. s. w.) Pr. 1½ Fr.

L'orphelin polonais à la France. (Die Polnische Waise an Frankreich.) Von Daune und Ernel. Pr. 1½ Fr.

Le rose et le rossignol. (Die Rose und die Nachtigall.) Morgenländische Allegorie. Aus dem Armenischen übersetzt. Von P. E. Levaillant de Florival. Pr. 2½ Fr.

Soirées littéraires de Paris. (Erzählungen.) Von Madame Amable Tastu. Pr. 15 Fr.

## E n g l a n d.

### Ein Engländer in Malta.

Die Strada reale (Königsstraße) ist die vornehmste Straße in La Valette, der Hauptstadt der Insel Malta. Sie ist breit und mit schönen Gebäuden besetzt. Die Straßen, die mit ihr parallel laufen, sind größtentheils nur schmal. Das Haus, das ich bewohne, liegt am Markte, der die Strada reale und die Strada stretta aufnimmt, und hat die Aussicht auf den Porticus St. Georg, ein weitläufiges Gebüde, dem alten Palast des Großmeisters gegenüber. Die Fenster meiner Zimmer haben Balkons, und vermöge der Lage meiner Wohnung kann ich sehr vieles beobachten, ohne aus dem Hause zu gehen. Diese Balkons sind ein merkwürdiger Zubehör der Maltesischen Häuser; man hat sie von allen Größen und allen Formen. Einige sind nur ganz roh gearbeitet, aber ihr wunderliches Ansehen ist nicht unangenehm. An dem steinernen Theile sind phantastische Figuren ausgebaut, und die obere Einfassung ist oft gemalt und mit verschiedenen Farben bemalt, als grün, blau, schiefergrau. Einige Balkons sehen aus wie ein abgeschnittenes Stück einer Schiffs-Kajüte, das an das Gebäude festgenagelt wäre; sie haben Fenster und Sommerläden, die man von unten nach oben öffnet, und nicht nach den Seiten. Ich sah deren, die so groß waren, wie ein kleiner Saal. Sie sind von innen kühl, sehr sauber mit Bildern und Blumen ausgeschmückt und mit Stühlen und einem Tisch versehen. Hier bringt die Familie ganze Stunden zu, nimmt Besuche an und läßt sich in ihren Beschäftigungen und Vergnügungen nicht stören, welche hauptsächlich darin zu bestehen scheinen, die Leute vorübergehen zu sehen. Die kleineren Balkons sind nicht viel größer als ein Schilderhaus; es haben höchstens zwei oder drei Personen Platz darin, die halbe Lage wie Statuen auf einem Fleck sitzen.

Die Malteser sind stark und kräftig. Ihr Gesicht ist gewöhnlich vieredig. Sie sind unter mittlerer Größe, aber stark von Muskeln und behend. Ihre Gesichtsfarbe ist bräunlich; dies kommt daher, daß sie beständig eine baumwollene oder wollene Mütze tragen, die sie nicht gegen die Sonnenstrahlen schützt. Die Hautfarbe haben sie mit ihren Nachbarn, den Bewohnern der Küsten der Berberer, gemein. Die Gesichtsbildung des niederen Volkes, besonders aber das kurze krause Haar und die eingedrückte Nase bezeugen den gleichen Ursprung. Man sagt, die Sprache dieser Völker habe so viel Verwandtes, daß sie einander ohne alle Mühe verstehen.

Die Kleidertracht der Malteser ist sehr sonderbar; ich will nur die der Frauen beschreiben. Wenn sie ausgehen, sind sie schwarz gekleidet. Ueber ihre anderen Kleidungsstücke ziehen sie ein weites Oberkleid oder eine Tunika von derselben Farbe, welche bis an die Brust geht, und statt einer Haube ziehen sie ein seidenes Mäntelchen über den Kopf, welches die Schultern bedeckt und über den halben Rücken herabhängt. An dem Stück, welches den Kopf bedeckt, ist Fischbein durch den Saum gezogen, damit es in seiner Lage bleibe und nicht über die Augen herabfalle. Eine Hand brauchen sie, um den Mantel inwendig zusammenzuhalten, und die andere verbergen sie gewöhnlich in die Falten, nur der Zeigefinger kommt von Zeit zu Zeit durch eine zu diesem Zweck gemachte Oeffnung zum Vorschein. Im Ganzen kann man unter einer solchen Verhüllung wenig von der Form und den Schönheiten sehen, die eine Malteserin besitzen mag. Die Augen und eine schwarze bewegliche Figur sind Alles, was man unterscheiden kann. Oft zeigt aber die Schöne, wenn sie nicht bloß sehen, sondern auch gesehen seyn will, dem Anschauenden ihr Gesicht, welches angenehme, mehr hübsche als schöne Züge und ein Paar lebhafte und geistreiche Augen erblicken läßt. Die Gesichtsfarbe ist grünlich-dunkel und steht der Mutattenfarbe etwas zu nahe. Das Mäntelchen ist offenbar von einem entfernten Zeitalter und Volk entlehnt oder stammt vielmehr von ihnen her; es hat Ähnlichkeit mit dem Schleier der Frauen in der Levante.

Von den Wohnungen läßt sich allerdings sagen, daß sie nicht freundlich sind, aber man benutzt sie auch am Tage fast gar nicht. Die Malteser sitzen nicht gern im Hause. Die Männer sind stets außerhalb desselben, und die Frauen, wenn sie nicht in der Messe sind oder auf den Straßen herumschlendern, sitzen oder stehen ganze Stunden vor ihrer Thür, sehen die Leute vorübergehen und grüßen ihre Bekannten oder plaudern mit ihnen. Wenn etwas für den Haushalt zu thun ist, z. B. zu kochen, so geschieht es auf der Straße. Im Hause giebt es keinen Herd; die Vorrichtung, um die Speisen zu bereiten, besteht in einem steinernen Ofen, ungefähr in der Form eines großen Kreuzes, oben mit einem Kof. Diesen setzt man auf den Fußweg vor dem Hause, wenn man ihn brauchen will. Alle Morgen gegen 8 Uhr werden diese kleinen Ofen heraus-



gebracht; man macht mit Kohlen oder Hobelspänen ein wenig Feuer darin und bereitet dann das einfache Frühstück. Diese lange Reihe von Defen vor den Häusern, mit den Gruppen, die da herum gelagert sind, gewähren einen äußerst sonderbaren Anblick.

Alle Handwerke werden auf den Straßen getrieben. Der Schneider, der Schuhmacher, der Sattler, der Korbmacher, Alles arbeitet im Freien. Ein Schuhmacher hat an einer Ecke nicht weit von meiner Wohnung einige Bretter zusammengeschlagen und sich eine Bude gemacht, in welcher er den ganzen Tag arbeitet; er ist ein wahres Muster des Fleißes. Seine Werkstatt ist so eng, daß er den Drath nicht ausziehen kann, ohne den Arm in die Straße hineinzustrecken. An einer anderen Ecke des St. Johanns-Platzes treibt ein Barbier sein Wesen; er hat zwar ein Ladenschild, aber keinen Laden, er arbeitet ganz auf freier Straße. Es ist ein lustiger Gefelle; mit einem Stuhl für seine Kunden, seinen Werkzeugen und einem kleinen Spiegel, der an der Mauer hängt, fühlt er sich so unabhängig, wie irgend ein Barbier in der Welt. Oft habe ich im Vorbeigehen seine Geschicklichkeit im Rasiren bewundert und mich an seiner Laune ergötzt; ich mußte manchenmal lachen, wenn ich einen Malteser mit dickem Bart sich auf freier Straße gravitatisch dieser Operation unterwerfen sah; an einem solchen Orte und mitten in dem großen Gedränge der Menschen war dies gewiß ein seltsames Schauspiel. Wenn der Barbier nichts zu thun hat, so steht er und betrachtet aufmerksam alle Vorübergehende. Sieht er, was oft geschieht, Jemanden mit einem achtstägigen Bart, so macht er ihn bößlich aufmerksam darauf und bittet ihn, wenn er es nicht glauben wolle, in den Spiegel zu sehen; er ist dann sicher, etwas zu verdienen. Zuweilen zieht er auch wohl einen Türken oder Mauren auf, aber dann wird sein Wisz eben nicht gut aufgenommen.

Es traf sich zufällig, daß ich den 16. Februar in Malta war. Dieser Tag ist in dem Kalender der Insel als der Jahrestag des Schiffbruchs des heiligen Paulus bezeichnet. Das Fest fängt schon am Vorabend an. Die St. Pauls-Kirche war prachtvoll erleuchtet. Den Tag darauf nach der Nachmittags-Messe, schickte man sich zu einer großen Prozession an. Alle geistliche Bruderschaften in La-Balette erschienen in feierlichem Aufzuge, um ihr allen möglichen Glanz zu geben. Die Laien blieben mit den Beweisen ihres Eifers nicht zurück. Die Fagaden der Häuser in den Straßen, durch welche die Prozession gehen sollte, waren von oben bis unten mit Teppichen von den schönsten Farben behangen. Die St. Pauls-Straße mit ihren wunderlichen, aber stattlichen Gebäuden war herrlich ausgeschmückt. Die Fenster und Balkons waren mit Zuschauern angefüllt, und eine große Menge Andächtiger stand auf dem Plage und den Nebenstraßen bis an die Kirche, von wo die Prozession herankommen sollte. Ich wählte eine Stelle nahe an der Kirche, wo ich die Anordnung und das Ceremoniell von Anfang an bequem sehen konnte. Die weitoffenstehenden Thüren der St. Pauls-Kirche zeigten das Innere von unzähligen Kerzen erleuchtet, und obgleich an hellem Tage, waren die Kerzen doch nicht überflüssig, weil dicke Weir Rauchwolken die ganze Kirche anfüllten. Die verschiedenen Mönchsorden erschienen einer nach dem anderen in ihren prächtigsten Festgewändern, mit Ausnahme der Franziskaner und der Kapuziner, denen das Gelübde der Armut nicht erlaubt, andere Kleider anzulegen, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten. Sie gingen mit entblößtem Haupte, Sandalen an den Füßen, in ihren Kutten von braunem grobem Tuche mit dem Stricke gegürtet; kein Hemdetragen war zu sehen, und ihre Rosenkränze und Krustifixe waren äußerst einfach gearbeitet. Diese Mönche bildeten gleichsam den Schatten des Gemäldes gegen die anderen genommen, welche in prächtigem Schmuck stolz einerschritten, und ihr gesenkter Blick, ihr demüthiges Ansehen wurde um so interessanter durch den Kontrast mit dem stolzen und gebieterischen Wesen der anderen. Jede geistliche Bruderschaft führte ihre reich verzierte Fahne, auf welcher ihr Stifter oder Patron dargestellt war, und es war merkwürdig, daß selbst die armen Jünger des heiligen Franziskus in der Pracht dieses Emblems den reichsten und stoltesten nichts nachgaben. Diejenigen, welche weder Fahne, noch Kreuz, noch Rauchfaß trugen, hatten eine Wachskerze in der Hand, welche beim Tageslicht nur einen schwachen Schein gab.

Die sehr gut gearbeitete Bildsäule des Heiligen in Lebensgröße, die man aus ihrer Nische genommen hatte, wurde heute reich geschmückt den Augen der Gläubigen dargeboten. Sie stand auf einer großen Bahre, welche viele Männer auf den Schultern trugen, die unter der Last fast erlagen. St. Paulus hatte Priesterkleider an, und die Stellung eines Predigenden. Sein Kofium war von jenem, welches er anbatte, als ihn die Wogen an die Küste der Insel warfen, wahrscheinlich sehr verschieden; ich sah ihn heute in Gewändern, welche von reinem Golde gewebt schienen. Auf dem Kopfe hatte er eine Art von Kardinalshut, d. h. der Form nach, denn er war ebenfalls ganz vergoldet, wie die Gewänder. Die Prozession schritt unter feierlichem Gesang daher, die Luft war mit Weirrauch-Dampf angefüllt, alle Glocken wurden geläutet, es fehlte nichts, um diese Ceremonie stattlich zu machen, auch war sie es wirklich.

Eines Morgens, da die Luft besonders rein war, schickte ich meinen Bedienten mit Anbruch des Tages auf die Terrasse, um zu sehen, ob man den Aetna erblicken könnte. Gewöhnlich ist dieser Berg höchstens nur am frühen Morgen sichtbar. Ich hatte oft nach der Seite hingeblickt, wo er liegt, allein ich konnte ihn nie recht sehen. Sein Gipfel ist, durch die Luft gemessen, wenigstens 150 (Englische) Meilen von Malta entfernt. Mein Bedienter kam voll Freude und Bewunderung zurück und sagte mir, daß man nicht allein den Aetna ganz deutlich sehe, sondern einen großen Theil der Küsten von Sicilien. Ich überzeugte mich bald von der Wahrheit seines Berichts, denn als ich die Terrasse befliegen hatte, sah ich mit unbewaffnetem Auge sehr deutlich den Berg und einen Theil der

Küste, die sich nach Osten und Westen mehrere Grade weit am Horizonte hinzog. Das Kap Passaro, der Punkt von Sicilien, der Malta am nächsten liegt, ist doch wenigstens 60 Meilen davon entfernt. Jenseits beschreibt die Küste eine tiefe Krümmung in einer anderen Richtung nach Syrakus zu, und doch schien alles dies nicht weiter als 12 Meilen entfernt. Was den Aetna betrifft, so war er sichtbar ohne Hülfe der Strahlenbrechung; es bedurfte nur einer klaren Atmosphäre, aber das Wunder bestand darin, daß er so deutlich hervortrat und so nahe schien, und daß sein kühnes und majestätisches Profil sich am fernen Horizont so deutlich abzeichnete. Er trat gänzlich aus dem Hintergrunde hervor und schien seine Riesennasse mit einem Male empor zu richten. Dem Auge erschien er dreimal so hoch als die Küste. Sein Gipfel und seine Flanken waren mit Schnee bedeckt. Seine Form war die eines unvollkommenen Kegels mit sehr breiter Basis. Nach oben zu war die Linie unregelmäßig, von Westen nach Osten sich senkend und an einem Punkt tief ausgejakt, was man für nichts Anderes als den Krater halten konnte. An der südlichen Oberfläche bemerkte man einen dunklen Fleck, der wie ein großer Riß oder Abgrund ausah; der übrige Theil des Berges, mit Ausnahme der geborstenen Linie am Gipfel, war blendend weiß, weil die Sonne, nördlich von Malta stehend, seinen bleichen Rücken ganz beschien. Man bemerkte keinen Rauch; doch hat man mir gesagt, daß man zur Zeit eines Ausbruchs den Rauch in dieser großen Entfernung erblickt habe.

Ich habe von dieser fernen Gegend einige Züge entworfen, aber die Wirkung dieses Schauspiels zu beschreiben ist unmöglich; es war wirklich erhaben; Alles trug dazu bei, seinen Eindruck zu verstärken, der klare Morgen, die balsamische Luft, die tiefe Ruhe des Meeres und die Schönheit des im herrlichsten Blau prangenden Himmels. Das dumpfe Getöse der Stimmen auf den Straßen gelangte nur als leises Gemurmel zu der hohen Terrasse, auf der ich stand, und die Vögel — einige mit seltsamen, aber doch angenehmen Stimmen — sangen lustig durc einander. (Bigelow, Travels in Malta.)

#### Bibliographie.

- Annual biography and obituary. (Jährlicher Nekrolog von Großbritannien.) Bd. XVII. [Entb. 27 Lebensbeschreibungen berühmter Leute, die im J. 1832 gestorben sind.] Pr. 15 Sb.  
Causes of the french revolution. (Ursachen der Französischen Revolution.) Pr. 7½ Sb.  
Sketches of Vesuvius. (Skizzen des Vesuv.) Pr. 9 Sb.

## C h i n a.

### Die naturwissenschaftlichen Leistungen der Chinesen.

(Fortsetzung.)

#### Auszüge aus Artikeln des Pen-zao.

##### Der Rhabarber.

Im Chinesischen Ta-boang (das große Gelb) genannt. Auch Hoang-tan (gelbe Wurzel) u. s. w.

Der Rhabarber wächst in Tangut und Thufan, in Bergen und Thälern. Auch die Provinzen Schensi und Sjötschuan sind damit versorgt. Im zweiten Monat kommt er zur Welt. Die Blätter stehen je vier und vier bei einander; der Stengel ist gegen drei Fuß hoch. Im dritten Monat trägt er gelbe Blüten und im fünften schwarze Früchte. Im achten Monat sammelt man die Wurzel ein, die einen gelben Saft hat. Sie kann einen bis zwei Fuß lang werden. Man schält ihre schwarze Haut ab, zerschneidet sie horizontal und trocknet sie zunächst am Feuer, indem die Stücke auf heiße Steine gelegt werden. Nach einmägigem Trocknen zieht man Garn durch die Stücke und hängt sie im Freien auf, bis sie ganz trocken sind. In Sjötschuan wird die Wurzel der Länge nach in dünne Scheiben zerschnitten, die man von der Nabelseite Nien-sche-ta-boang (den Rinderzungen-Rhabarber) nennt. Der Rhabarber von Thufan und der von Sjötschuan haben gleichen Werth. In den Ländern, die der Kiang und Hoai bespülen, giebt es eine andere Art Rhabarber, Thu-ta-boang genannt, welcher im zweiten Monat blüht und kleine Früchte trägt. — Nach Schi-dschin ist die beste Sorte diejenige, die in Thufan wächst.

Das Pen-zao gedent unter den „Wasser-Pflanzen“ eines in feuchten Niederungen gedeihenden Gewächses, dessen rothgelbe, bittere Wurzel dem Rhabarber sehr ähnelt und einen technischen Gebrauch hat. Es heißt von der Gestalt seiner Wurzel Schaf-Fuß, und von der feiner langen und schmalen Blätter, die den (mit Fächern verglichenen) Blättern des Rhabarbers sehr unähnlich sind, Rinder-Zunge. Es gehört zu den Gewächsen, die im härtesten Winter nicht verwelken.

Der Thang-li oder Kan-thang. (Pyrus Japonica sylvestris. Kämpfer.)

Schi-dschin sagt: der Thang-li ist ein wilder Birnbaum. Man findet ihn überall in Gebirgen und Wäldern. Er ist kleiner als der gemeine Birnbaum. Seine Blätter gleichen denen des Tang-schu; man findet aber auch welche mit runden und dreitragigen Blättern. Die Blätter sind am Rande gezähnt und von hellgrüner Farbe. Im zweiten Monat brechen weiße Blüten hervor, und Früchte, die dem Lung (pseudo-sycomoros. Kämpfer.) gleichen. Wenn der große Reif vorüber ist, kann man sie genießen. Sie werden am wohl-schmeckendsten, wenn der Baum durch einen Birnbaum veredelt ist. Es giebt süße und saure, rothe und weiße Früchte. Die rothen Früchte sind herb und sauer; das Holz ihrer Bäume ist ebenfalls roth und kann zu Bogen verarbeitet werden. Die Blätter haben etwas Bitteres in ihrem Geschmack. Wenn sie noch zart sind, kocht man sie in Wasser mit Del und Salz (als Gemüse); auch werd en



sie gebürt und vertreten die Stelle des Abee. Die Blüten sind gleichfalls essbar. Zuweilen dörret man dieselben, zerreibt sie zu Pulver und backt Kuchen daraus, um den Hunger zu stillen.

Der Hai-thang-li (dessen Frucht Hai-hung genannt wird) wuchert im Innern von Szötschuan; derjenige, welcher in Kiangnan reift, heißt der südliche Hai-thang. In der Hauptsache sind sie einander gleich, nur die Blüten unterscheiden sich etwas. Der Hai-thang hat große Aehnlichkeit mit dem Birnbaum. Sein Wachstum ist, wenn die Kerne gefät werden, sehr langsam und dauert an zehn Jahre. Er wird durch Birnbäume und Mu-kua, Baum-Kürbisse (?), veredelt. Die Wurzel ist gelb; das Holz von außen weiß und von innen roth. Es ist hart und hat viele Absäße. Die Blätter sitzen dicht, und die Aeste sind lang. Das Blatt gleicht dem des Baumes Lu (sorbus); die großen sind von bläulich grüner, die kleinen von hellbrauner Farbe. Das Blüten-Bälglein ist inwendig mit braunen Haaren besetzt. Die Früchte sehen aus wie Birnen und sind so groß als Kirschen. Im Herbst kann man sie essen. Ihr Geschmack ist säuerlich süß. Die Blüten sind geruchlos; nur der Hai-thang in Kia-dschen (Provinz Szötschuan) hat wohlriechende Blüten.

#### Lung-van (das Drachen-Auge).

Diese Frucht heißt auch Ya-li-dschü (zweite Li-dschü), Li-dschü-nu (Diener des Li-dschü), Baum-Pillen u. s. w. Die ersten beiden Namen gründen sich auf ihre spätere Reife; der letzte aber auf den Umstand, daß sie getrocknet lange aufbewahrt werden kann.

Der Baum gleicht dem Li-dschü; aber Aeste sowohl als Blätter sind dünner und kleiner. Er wächst in Bergen und Thälern der Süd-Provinzen. Die Blüten sind weiß, und die Frucht gleicht dem Akele. Sie ist von der Größe eines Sperlings-Eis. Im härtesten Winter verwelkt er nicht. Seine Blüthezeit fällt in den Anfang des Sommers. Im 7ten Monat reifen die runden Früchte, deren schuppige Schale grünlich und gelb gestreift ist. Das dem Li-dschü ähnliche Fleisch ist weiß, saftig und honigsüß. Die Früchte sitzen sehr dicht, und jeder Zweig hat deren 20—30, die eine Grappe bilden, gleich den Weintrauben. In den Zeiten der Dynastie Han wurden sie aus den Ländern am Südmeere als regelmäßiger Tribut geschickt. — Der Baum Lung-li aus Canton sieht einem kleinen Li-dschü ähnlich, die Frucht schmeckt aber wie Lung-van. Baum und Blätter gleichen jenen beiden, daher auch sein Name aus beiden zusammengesetzt ist. Es kann aber die Frucht nicht roh genossen werden; man verpeist sie nur gebraten oder geröstet.

#### Po-lo-mi.

Das Vaterland dieser Frucht ist Cochinchina und das übrige Indien. Jetzt hat man sie auch in der Statthaltschaft Canton. Der Baum erreicht 50—60 Fuß Höhe. Er gehört zu den Bäumen, die im Winter fortgrünen. Die Blätter haben einen starken Glanz. Er blüht nicht, sondern die Früchte kommen aus den Aesten hervor. Es sind ihrer 5—6, höchstens 10 an einem Aste. Sie haben die Größe der Winter-Kürbisse (pepo maximus ex oblongo compressus, Kämpfer) und eine starke Schale mit weichen Stacheln. Im fünften und sechsten Monat reifen sie; alsdann wiegen die Früchte 5—6 Pfund. Löst man die Schale ab, so zeigt sich das Fleisch in Schichten über einander liegend. Der Geschmack ist äußerst kostbar, und der Wohlgeruch füllt ein ganzes Haus. Jede Frucht enthält gegen 100 Kerne, die so groß als Bihhus und inwendig so gelb wie Kastanien sind. Auch diese geben, wenn man sie röstet, einen herrlichen Leckerbissen. Die Po-lo-mi und die Kofos-Kuß sind die größten aller Früchte.

#### Der Kampfer-Baum.

Im südwestlichen China findet er sich in allen Bergen und Thälern. Der Baum ist etwa 10 Fuß hoch. Er hat kleine Blätter, welche denen des Baumes Nan<sup>o</sup>) gleichen, aber spitz und länglich sind. Auf dem Rücken sind sie mit rothgelber Wolle bedeckt. Der Kampfer-Baum grünt in allen Jahreszeiten. Im Sommer bringt er kleine Blüten und Früchte. Das Holz hat viele Streifen; schneidet man hinein, so giebt es einen sehr starken Geruch von sich.

Kampfer-Hirn. Es kommt aus den Distrikten Tschang-dschen und Schao-dschen. Dagegen es auch anderer Orten Kampfer-Bäume giebt, so weiß man doch keinen Kampfer zu bereiten. Die genannte Substanz sieht aus wie Drachen-Hirn, ist weiß wie Schnee und das Fett des Baumes. Man nimmt frisches Kampfer-Holz, spaltet selbiges, legt es in Brunnenwasser und läßt es dann drei Tage und Nächte in einem Kessel zerlocken. Man legt auch eine Weidenruthe hinein und wartet, bis der Saft herausdringt und die halbe Ruthe mit weißem Reis bedeckt ist. Dann schafft man die Hefen (das Holz) weg und gießt den Saft in ein Thongefäß, worin er binnen einer Nacht gerinnt und zu Stücken wird.

#### Der Tschü oder Papierbaum.

Nach Li-schi-dschin, der sich auf die Autorität des alten Wörterbuchs Schue-wen stützt, giebt es von diesem Baume nur eine Species, nicht zwei, wie ältere Beobachter annehmen. Aber der männliche und weibliche Baum unterscheiden sich in einigen Punkten. Ersterer hat eine scheckige Rinde, und die Blätter sind ohne Ranten. Im dritten Monat bekommt er Blüten, die eine lange Aehre oder Grappe bilden, aber keine Frucht zurüchlassen. In

<sup>o</sup>) Der Baum Nan, im mittäglichen China einheimisch, hat ein sehr hartes und dauerhaftes Holz, aus welchem, nach dem Pen-jao, in Kiangnan alle Schiffe gezimmert werden. Seine Blätter sind groß und wie Maulbeer-Blätter.

Hungerjahren sammelt man diese Blüten und verzehrt sie. Der weibliche Baum hat eine weiße Rinde, und die Blätter sind samtig. Dieser bringt Früchte, die den Yang-mei (malus persica sylvestris, Kämpfer) gleichen. Wenn sie zur Hälfte gereift sind, legt man sie in Wasser, schafft die Samentörner weg und locht sie mit Honig. Die Früchte, so groß als Pillen, sind anfangs hellgrün, werden aber im 6ten und 7ten Monat allmählig hochroth und stehen alsdann in der Reife. Die Bewohner von Kiangnan und die Südländer überhaupt schälen die Rinde ab, zermalmen und locken sie und bereiten ein sehr schönes, glattes und glänzendes Papier daraus. Die Bogen erhalten eine Länge von mehreren Dschang (Maß von 10 Fuß). Auch ein Zeug wird aus dieser Rinde fabrizirt, der aber nicht dauerhaft ist. Einer Beschreibung von Canton zufolge, bereiten die südlichen Barbaren aus derselben Rinde, nachdem sie gekocht und zermalmt worden, einen sehr dichten und warmen Stoff. Ist der Baum in Fäulniß übergegangen, so erzeugt er Pilze von überaus köstlichem Geschmack. \*) (Schluß folgt.)

## Mannigfaltiges.

— Konservatorium der Musik und der Schauspielkunst in Madrid. Im Dezember v. J. fand in der Hauptstadt Spaniens eine mehrtägige Prüfung der Böglinge der genannten von der jetzigen Königin gegründeten Anstalt statt, welche unter der Leitung des Direktors Don Francisco Piermarini steht. In der Instrumental- und Vokal-Musik wurden von den Böglingen beider Geschlechter nur Compositionen ausländischer Meister, nämlich von Haydn, Rossini, Meyerbeer, Bellini, Herß, Czerny u. A. m., vorgelesen. Die Klasse für Declamation stellte mehrere Lustspiele des Spanischen Terenz Moratin dar, unter ihnen das „Kaffeehaus“ und den „Baron.“ In den Pausen zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Prüfung zeigten die Böglinge, sowohl männliche als weibliche, ihre Uebung in der Fechtkunst, in welcher sie, als einer für den Schauspieler nothwendigen Fertigkeit, ebenfalls unterrichtet werden.

— Unterirdisches Getöse zu Natubs. Sir John Herschel las jüngst in der geologischen Gesellschaft einen Aufsatz über die Ursachen des unterirdischen Getöses zu Natubs bei Ter in Arabien und ist der Meinung, daß der einzige Grund, der sich mit Wahrscheinlichkeit angeben läßt, die unterirdische Erzeugung von Dampf sey, dessen Entstehung und Verdichtung, wie man weiß, oft ein Getöse verursacht. Dies Phänomen ist von derselben Art, wie das Verbrennen des Wasserstoff-Gases in gläsernen Röhren. Er bemerkt im Allgemeinen, daß, wo sich sehr weitläufige unterirdische Höhlen finden, die mit einander oder mit der Luft durch kleine Oeffnungen in Verbindung stehen, eine beträchtliche Veränderung in der Atmosphäre Luftströme erzeugen muß, welche durch diese Oeffnungen schnell genug eindringen, um solche Töne hervorbringen. Das von Humboldt beschriebene Getöse, welches man bei Sonnen-Aufgang auf verschiedenen Granit-Felsen am Ufer des Dronocco hören soll, läßt sich vielleicht auf die nämliche Weise erklären. Die Töne, welche die Remmons-Säule bei Sonnen-Aufgang von sich gab, und der Knall, gleich dem beim Springen einer Saite, den die Französischen Naturforscher aus einem Granitberge zu Karnal hervorkommen hörten, schreibt der Verfasser einer anderen Ursache zu, nämlich der vom Feuer bewirkten Ausdehnung und Zusammenziehung der heterogenen Materialien, aus welchen jene Statue und jener Berg bestehen. Aehnliche Töne und aus den nämlichen Ursachen werden vernommen, wenn die verbundenen Theile eines Maschinenwerks in Hitze gerathen, und das Knistern, welches oft die Stangen eines Rostes vernehmen lassen, ist ein sehr häufiges Phänomen dieser Art. (Asiatic Journal.)

— Australisches Manna. In einem Aufsatz über einige Medicinal-Pflanzen Australiens, welchen Herr Mudie in der medicinisch-botanischen Gesellschaft zu London vorlas, giebt er an, daß eine Gattung des Eucalyptus, diejenige, welche das astringirende Harz liefert, das statt der China (Kino) zu gebrauchen ist, eine Substanz enthält, die dem Manna gleicht, und wenig von dem des Fraxinus an den Küsten des Mitteländischen Meeres verschieden ist. Gleich dem Europäischen Manna soll es eine zuckerähnliche und eine schleimige Substanz enthalten, die sich beide leicht in Wasser und zum Theil auch in der Luft auflösen. Es ist ausgemacht, daß es aus Rissen in den Saftgefäßen der Rinde des Baumes hervorkommt, die nicht durch den Stich von Insekten, sondern von der Luft entstehen, da man es bloß in der trockenen Jahreszeit findet. Je länger die Dürre anhält, desto länger und ergiebiger ist die Ernte. Nach einer langen Dürre findet man es so reichlich unter den Bäumen, daß ein Mensch in wenigen Minuten mehrere Pfund sammeln kann, sobald es aber regnet, schmilzt es fast so schnell weg, wie Schnee. Den Baum findet man am häufigsten auf den hohen Dünen und an dem Abhang der klauen Berge. (Asiatic Journal.)

<sup>o</sup>) Das Papier aus der Rinde des Tschü wurde, einem Anhang zum Pflanzenreiche gemäß, unter Kaiser Ho-ti, aus der Dynastie Han (98—106 n. E.), zuerst erfunden und ist jetzt allgemein im Gebrauch. Außerdem benutzt fast jede Provinz zu ihrem gewöhnlichen Papier andere Stoffe, z. B. Szötschuan den Hanf, Fukian den jungen Bambus, die Nordländer die Rinde des gewöhnlichen Maulbeerbaumes u. s. w. Der erwähnte Anhang begreift alle Arten von Manufaktur- und Fabrik-Arbeiten aus vegetabilischen Stoffen und ihren officinellen Gebrauch.